

Freiraum Schreibtisch

„In totalitären Zeiten ist das Tagebuch
die einzig mögliche Form des Gesprächs.“

Ernst Jünger: Strahlungen

Warum erschreibt sich einer sein anderes Leben?

Fehlende oder vermiedene Gesprächspartner mögen der Grund dafür sein. Eigene Orientierungssuche und neue Standortfindung im diaristischen Monolog können den Schreiber stabilisieren.

Wer in persönlichen Aufzeichnungen sein Außenseitertum fixiert, setzt sich bewußt vom äußeren Tagesgeschehen ab. Er sucht den Schutzraum Schreibtisch auf, gleichgültig, ob er ein intimes, emotional gefärbtes Tagebuch schreibt oder ein künftig zu publizierendes Journal mit dem schon heimlichen Seitenblick auf mediale Verwendbarkeit.

Der Chor der Schreiber solcher modernen Notate ist vielstimmig: Er reicht vom Wandervogel-Tagebuch über private Reiseberichte bis zu Kriegsaufzeichnungen, von einsamen Niederschriften des Erfahrenen in stummer Zeitzeugenschaft im totalitären Staat bis hin zu den heute so zahlreichen, sich stapelnden Memoiren der Politiker, Publizisten und Schauspieler unserer Tage.

Die anvisierte Zielgruppe wechselt, vom Spiegelbild des *alter ego* bis zum Voyeur-Leser gibt es mancherlei Spielarten. Und das Publikum ist so neugierig wie kritisch. Innerhalb der literarischen Gattung „Tagebuch“ zählt es intime Memoiren, Briefe und Diarien zur Gebrauchsliteratur, sorgfältig aufbereitete Reflexionen und ausgefeilte Journale indes stuft es als literaturfähig ein.

Von der Lektüre der chronologisch geführten autobiographischen Aufzeichnungen bekannter Autoren, wie etwa Thomas Mann, erhofft man sich Aufschlüsse über die Schreiber-Persönlichkeit, die das Werk bisher nur andeutungsweise preisgab. Die Gattung der anspruchsvollen „Denktagebücher“ hält aphoristisch oder essayartig Beobachtungen und Reflexionen zu den verschiedensten Bereichen sporadisch fest, etwa wie Ernst Jünger dies tat, und sie läßt dabei eine äußere Anpassung an die Zeitgeschichte scheinbar vermissen.

Eine Fülle von Diarien und sogenannten „Logbüchern“ ist während der Jahre der nationalsozialistischen Diktatur entstanden. Jeder der Autoren vollzog – ob emigriert oder in Deutschland geblieben – am Fluchtraum Schreibtisch seine eigene innere Emigration, um sich vom Tagesgeschehen zu distanzieren. Manchem hat solches Niederschreiben damals lebenserhaltende Kraft gegeben. Notate waren neben dem schriftstellerischen Werk, das oft genug nicht veröffentlicht werden konnte, das „zweite Bein“. Hier durfte man bekenkend, widersprechend, korrigierend seinen Freiraum betreten und sich der Windstille am Schreibtisch überlassen, soweit man nicht entdeckt wurde. Aus

Furcht vor solcher Entdeckung blieb jedoch vieles ungeschrieben oder überlebte nur verschlüsselt.

Der Distanz zum Tagesgeschehen entsprach vielfach auch die Form solcher Aufzeichnungen: der Aphorismus umgriff in Gestalt eines exakt formulierten Prosasatzes den eigenständigen Gedanken. Im Essay wurde in literarisch gepflegter Form versucht, ein heikles Anliegen zu erörtern. Doch auch Marginalien tauchten auf, kurze zugespitzte Randbemerkungen, deren Inhalt nur vom Tagesgeschehen her zu verstehen war. Heute, in vergleichsweise ruhigeren Zeiten, ist das Tagebuch zur fiktiven Kunstform geworden, möglichst unmittelbar Emotionen oder Gedankensplitter mitteilend. In den dreißiger und vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts aber war es notwendiges Ventil für die Autoren – eine Überlebenschance ersten Ranges.

So schreibt Reinhold Schneider in seinem Vorwort zu Jochen Kleppers Tagebuchaufzeichnungen, die 1956 postum erschienen: „Er [Klepper] war an eine Stelle genötigt worden, von der niemand zurückkehrt – und also können die Lebenden nicht urteilen über die Entscheidung, die er dort vollzog [...]“.¹

Andere Autoren, die zu einem Leben im Abseits gezwungen waren wie Victor Klemperer, führte das monologische Schreiben zu einer intensiven inneren Teilnahme an dem für sie gesperrten Außen. Klemperer verdanken wir auch minutiöse Beobachtungen zur Sprache des Dritten Reichs und exakte Zustandsschilderungen der politischen Maßnahmen jener Zeit. Daß der völlig Isolierte die spätere Leserschaft durch eigene Aufzeichnungen in seiner totalen Isolierung so zuverlässig informieren konnte, grenzt an ein Wunder, denn jederzeit konnte das Geschriebene entdeckt werden.

Mit Spannung las man nach dem Krieg Jochen Kleppers autobiographische Notate, Friedrich Reck-Malleczewens Tagebuch eines Verzweifelten, Theodor Haeckers Tag- und Nachtbücher oder Reinhold Schneiders theologisierende Aufzeichnungen. Gültigen Aufschluß über das Vergangene erhielt man bei alledem nicht. Auch Walter Kempowskis Kollektiv-Tagebuch „Echolot“, das vielstimmig Äußerungen der verschiedensten Autoren aus dem Winter 1943 gebündelt wiedergibt, brachte keine objektiven Einsichten in das Geschehene. Wieder wurde hier lediglich im Freiraum des Einzelnen subjektiv erfahren, ohne daß sich eine gültige Aussage einstellen wollte.

In letzter Zeit haben die Interpretationsprobleme von Literatur in den Diktaturen zugenommen: Mit wachsender zeitlicher Distanz zu den Ereignissen bequemt man sich nicht selten zur Schwarz-Weiß-Zeichnung. Nichtengagierte, d. h. am politischen Geschehen nur passiv teilnehmende Kunst und Kultur wird der totalen Anpassung verdächtigt. Wer nicht handgemein mit den Zwingheren wurde, seine Meinung verdeckt schreibend ins Bild setzte oder ins histori-

¹ Jochen *Klepper*: Unter dem Schatten deiner Flügel. Aus den Tagebüchern der Jahre 1932–1942. Hrsg. von Hildegard Klepper. Stuttgart 1956.

sche Kostüm steckte, gilt den Nachgeborenen als feiger Konformist. Rückzüge ins Schweigen statt politischer Aktionen werden als Mitläufertum angesehen, und wer nicht umkam, konnte kein Gegner des totalitären Regimes gewesen sein. Der Standort Schreibtisch im Abseits, Papiere in der Schublade, Chiffrieren und Camouflieren zwischen den Zeilen – all das scheint heute ebenso verdächtig zu sein wie die Eierschalen des Konservatismus und Traditionalismus der noch im 19. Jahrhundert Geborenen.

Werner Bergengruen (1892–1964) gehörte zu dieser Generation. Der im damals russischen Riga geborene, schon früh nach Deutschland emigrierte baltische Schriftsteller sah sich zeitlebens als einen Unbehausten an, der Italien ebenso zu seiner Heimat zählte wie den geliebten Nordosten. Berlin und München waren seine deutschen Lebensstationen, in den letzten Jahren noch Baden-Baden. In den Großstädten schrieb er seine Hauptwerke, vor allem den Roman „Der Großtyrann und das Gericht“ (1935), später politische Lyrik wie „Der ewige Kaiser“ (1937) oder „Dies Irae“ (1944).

In seinen „Schreibtischerinnerungen“² berichtet Bergengruen von vielerlei schriftstellerischen Aktivitäten aus der Zeit des Dritten Reiches und versucht, sich Rechenschaft darüber zu geben, was er ein Leben lang am Schreibtisch geschrieben und getrieben habe.

Eine wichtige Arbeit vor allem fällt ihm hierbei ein. „die mich noch heutigentags beschäftigt: Im Jahre 1940 habe ich mich auf dies Unternehmen eingelassen, und noch immer kann ein Ende nicht abgesehen werden. Und selbst wenn ich bei guten Kräften das hundertste Lebensjahr erreichen dürfte, die Arbeit, an die ich denke, könnte und sollte kein anderes Ende finden als das Ende meines Lebens. Sie umfaßt Erinnerungen und Erfahrungen, Betrachtungen, Beobachtungen und Gedanken de omnibus rebus et de quibusdam aliis, und dies Gebirge des Fragmentarischen steht bei mir an jener Stelle, die bei anderen schreibenden Leuten von Tagebüchern, Konfessionen und Memoiren eingenommen wird. Einzelheiten daraus habe ich gelegentlich in Zeitschriften oder Zeitungen publiziert, und auch in manche meiner Bücher ist diese oder jene Aufzeichnung eingegangen. Das Meiste aber ist unbekannt und mag es einstweilen bleiben. Nach manchen anderen versuchsweise angesetzten, aber wieder fallen gelassenen Benennungen habe ich der Arbeit den Titel „Compendium Bergengruenianum“ gegeben. Heute weiß ich, daß dieser Titel nicht eigentlich paßt, denn im Worte Compendium steckt der Begriff der Sparsamkeit und zusammendrängenden Kürze, und das meine hat bereits einen Umfang von mehr als dreitausend handgeschriebenen Seiten erreicht. Wiederum meint das Wort zugleich etwas den Gegenstand Erschöpfendes, und einem solchen Sättigungsgrade strebt mein Compendium zu, wenn es ihn auch niemals durchaus wird erreichen können. Doch mag der Titel dann stehen bleiben, ich habe mich

² Werner Bergengruen: *Schreibtischerinnerungen*. Zürich 1961, S. 26.

an ihn gewöhnt wie an meinen fragwürdigen Namen Werner, den ich so oft als nicht ganz stimmig empfunden und mäßig verwünscht habe.“

In seinen postum erschienenen autobiographischen Aufzeichnungen „Dichtergehäuse“³ schreibt er weiter zum Compendium: „Ein paar Worte über Absicht und Sinn dieser Aufzeichnungen hätte ich vernünftigerweise an ihren Anfang stellen sollen, einen Anfang also, der nun viele Schreibseiten und fast zwei Jahrzehnte zurückliegt. Aber wer sieht bei solchen Unternehmungen schon zu Beginn den Fortgang voraus? Ich konnte nicht wissen, daß aus ein paar flüchtig hingeworfenen Notizen mit der Zeit ein Lebensbegleiter für mich werden sollte, eben ein Compendium Bergengruenianum. Es hat hier wohl auch das Gesetz mitgespielt, wonach in höherem Alter der Gedanke immer mehr jenen Raum ausfüllt, der früher von der Unmittelbarkeit der Empfindungen beherrscht wurde; man gerät eben von den lyrischen Jahren über die epischen in die nachdenklichen. Jeder Mensch verfaßt ein Compendium, nicht jeder freilich setzt es auf Papier. Ich habe nie im Sinne gehabt, eine pragmatische Autobiographie zu schreiben, vielmehr als die von mir pflichtschuldig geleistete Selbstdarstellung die Summe des von mir Gereimten und Erzählten angesehen.“

Und in Bergengruens Dankansprache bei Entgegennahme der Plakette des Ostdeutschen Kulturrats in Mainz 1962 heißt es: „Der Mensch, der die Welt zu betrachten und als ein kleines Teilstück dieser Welt auch sich selber zu prüfen gewohnt ist, wird sich immer wieder zwei Faktoren gegenübergestellt finden, die ihn und sein Leben bestimmen [...] Auf der einen Seite gewahren wir den Anspruch der Individualität, auf der anderen den der Zugehörigkeiten. Der Mensch gehört zu einer Familie, einem Volksstamm, einer Nation, einer Kultur- und Sprachgemeinschaft, einem Lande, einer Zeitgenossenschaft. Er kann sich diese Zugehörigkeiten nicht wählen, sowenig er sich seinen Namen oder seine körperliche Konstitution hat wählen können; vielmehr ist er hier der Gewählte [...] Ich weiß nicht, ob mir der Ausgleich beider Faktoren gelungen ist oder gelingen kann.“⁴

Bergengruens Notate spiegeln eine Schriftstellerexistenz wider, die im Zufluchtsraum am Schreibtisch festhält, was ihr lesens- und bedenkenswert erscheint: Sie bieten Gedachtes, Gelesenes, Erlebtes in schwungvoller Handschrift mit seltenen Ausbesserungen, offensichtlich für künftige Leser gedacht.

Kaum ist von der Verzweiflung jener Zeit des Dritten Reiches die Rede, vom Ausschluß aus der Reichsschrifttumskammer 1937, von den Belastungen seiner Ehe mit einer nichtarischen Frau und deren Familie. Bergengruen versuchte zu überdauern und im totalitären Staat ein Leben zwischen Distanz und eben noch notwendiger Anpassung zu führen. Seine Chance war es, daß er, als

³ Werner *Bergengruen*: Dichtergehäuse. Aus den autobiographischen Aufzeichnungen. Nachwort von Emil Staiger. Zürich 1966, S. 11.

⁴ Werner *Bergengruen*: Mündlich gesprochen. Zürich 1963, S. 125 f.

Balte und „auslandsdeutscher“ Schriftsteller etikettiert, immer wieder Papierzuteilungen für seine Bücher erhielt und auf Grund einer Sondergenehmigung publizieren konnte. Er erlangte einen bemerkenswerten Spielraum im damaligen Literaturbetrieb. Zwänge zur Tarnung werden nicht erkennbar, ähnlich, wie sich das bei Jochen Klepper beobachten läßt.

Bergengruen sprach in seinen Büchern deutlich aus, was er zu sagen hatte, und er wurde verstanden. Die politischen Tagesereignisse jener Jahre streift er in seinen persönlichen Aufzeichnungen kaum, jeder schriftlich fixierte Text konnte gefährlich werden. Die eigene Position erscheint in den Notaten sicher und fest begründet und verlangte schriftliche Dokumentierung. Zwischen Selbstbewahrung und narzistischer Spiegelung lagen mitunter nur wenige Schritte. Fand der Kampf um die Leser in seinen Werken statt – in den Selbstzeugnissen seines Compendiums war er bei sich, freilich nicht selten mit Seitenblicken auf ein postumes Publikum. Die Notate wurden sorgfältig nummeriert. Tagesdaten gab es nicht, das jeweilige Entstehungsjahr indes wurde vermerkt.

Im Gegensatz zu seinen Weggenossen Jochen Klepper und Reinhold Schneider erlag Bergengruen auch zu Beginn des Dritten Reiches nicht der Faszination durch die neuen Machthaber, die er sehr bald gleichsetzte mit der bolschewistischen Bewegung nach der russischen Revolution von 1917, deren Folgen seine baltische Familie schmerzlich zu spüren bekommen hatte. So rückte er schon in den 1920er Jahren radikal vom Kommunismus ab und stand in den Gruppierungen des PEN wie des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller eher auf Seiten national-konservativer Kreise, die sich von den intellektuellen Linken absetzten.

Bergengruen ist mit alledem ein Emigrierter im doppelten Sinn: ein Nichtzeitgemäßer, schreibend auf der Suche nach einer Gegenwelt. Da an eine Emigration der fünfköpfigen Familie nicht zu denken war – Bergengruen war gänzlich unbemittelt, sprach kein Englisch und hatte keinen Brotberuf erlernt –, blieb ihm in den zwölf Jahren des Dritten Reichs lediglich der „Freiraum Schreibtisch“.

N. Luise Hackelsberger

